

in den allerdings nicht erhaltenen Hamburger Bauten; über den Herrensaal des Eimbeckschen Hauses, das ja auch eine Zeitlang als Rathaus diente, sind wir, wenn auch nur dem Inhalte nach, informiert. Besser sieht es bei einem Hamburger Bürgerhaus des 17. Jh.s aus, von dessen Emblemen im Zuge der Abrissarbeiten am Steckelhorn Fotos gemacht worden waren.

Besondere Beachtung verdienen die Embleme in der Hamburger Festkultur. Der englische Architekt und Bühnenausstatter Thomas Lediard verwendete in seinen weithin gerühmten illuminierten Bühnendekorationen zahlreiche Emblemata, die allerdings, dem Anlass entsprechend, nur ephemeren Charakter besaßen. Die Hamburger Museen verfügen auch über Silberbecher mit Emblemschmuck. Eine Reihe von Emblemsternbüchern erleichterten dabei den Hamburger Goldschmiedemeistern Johann Grüno und Hinrich Brahmfeldt die Auswahl.

Natürlich sind auch in der Belletristik die Embleme von Bedeutung. Die Sprachgesellschaften, insbesondere die „Fruchtbringende Gesellschaft“ machten sich diese Kunst zu eigen. So fügt zum Beispiel *Georg Philipp Harsdörffer* seiner „Großen jämmerlichen Mordgeschichte“ (Der grosse Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte, verdolmetsch u. vermehrt durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft, Hamburgk 1649) eine Zugabe mit hundert Sinnbildern hinzu, die, wie es auf dem Titelblatt heißt, vielfältige Verwendung finden können, nämlich „Auf Fahnen / Schaufpenninge / in Stammbücher / Tappeten / Becher / Gläser / Flaschen / Schalen / Teller / zu trauer und Freudengedichten / wie auch zu andrer Zierlichkeit / nach Belieben / gebraucht werden können“.

Die weiteren Kapitel, mit viel Gelehrsamkeit verfasst, behandeln Text- und Bildquellen der Emblemkunst, insbesondere die naturkundliche, alchemistische, politische und die religiöse Emblemik. Ein Seitenblick wird auf die „Sekundärverwendung“ von Emblemsternbüchern gerichtet: Emblemsternbücher mit durchschossenen Blättern, die als Stammbücher benutzt wurden, und Sammelalben, die ihren Besitzern einen eigenen Bilderschatz ermöglichten.

Als Epilog stellt *Maja Kolze* ein reizendes Glückwunschgedicht von *Moritz Bodenehr* zu einer goldenen Hochzeit vor, dessen einzelne Buchstaben des Titels bildlich gestaltet sind, und „das nachfolgende Gedicht legt die Bedeutung in je einer Strophe in Bezug auf das Jubelpaar und sein Fest aus“ (S. 250). Den Band beschließt ein „Katalog der Emblemsternbücher und verwandter Publikationen in der SUB Hamburg“, für jeden nützlich, der sich weiter mit diesem Thema beschäftigen will.

Es ist ein Standardwerk entstanden, das das Thema Embleme und Hamburg erschöpfend behandelt und für das man den Autorinnen und Autoren sehr dankbar sein kann. Als erfreulich ist auch hervorzuheben, dass der Verlag Ludwig in Kiel dem Werk eine ästhetisch überzeugende Gestalt gegeben hat.

Horst Gronemeyer

*Rainer Nicolaysen* und *Axel Schildt* (Hg.), 100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg. Berlin, Hamburg (Reimer) 2011. 341 S. (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 18), 49 EUR.

Das Hamburger Historische Seminar, einquartiert im 1962 auf dem Universitäts-Campus fertiggestellten Philosophenturm, thront heute in vier hochgelegenen Stockwerken über der Stadt. Die Anfänge des Historischen Seminars waren sehr viel bescheidener. 1907 wurden von Senat und Bürgerschaft sparsam bemessene Mittel für

Amtszimmer, Übungsraum und eine kleine Fachbibliothek bewilligt, bestimmt zur Arbeitsstätte für die beiden ersten nach Hamburg berufenen Lehrstuhlinhaber. Anknüpfend an dieses Datum konnte das Historische Seminar somit 2007 auf sein 100-jähriges Bestehen zurückblicken – Anlass genug für eine Ringvorlesung, die sich in dem vorliegenden Band dokumentiert findet. (Eine weitere Ringvorlesung widmete sich den „100 Jahre[n] Germanistik in Hamburg“, s. die folgende Besprechung.)

Die einleitenden Beiträge von *Volker Berghahn* über „Geschichtswissenschaft in Hamburg: Das erste Jahrhundert“ und von *Gangolf Hübinger* über „Geschichtswissenschaft. Zum Verhältnis von Intellektuellengeschichte und Geschichtswissenschaft“ reflektieren übergreifende Aspekte. Es mag bei diesem knappen Hinweis auf zwei anregende Texte bleiben, da die angesprochenen Zusammenhänge von den Autoren der folgenden Beiträge in abgewandelter Form konkretisiert werden. *Franklin Kopitzsch* eröffnet den Reigen der Einzelthemen. Sein Beitrag ist der dem 20. Jh. in Hamburg vorausgegangenen Tradition von Geschichtsschreibung gewidmet. Vorgestellt werden Vertreter der Aufklärung wie Michael Richey und Johann Georg Büsch. Von den Historikern des 19. Jh.s werden besonders Johann Martin Lappenberg, Adolf Wohlwill und Richard Ehrenberg gewürdigt.

*Frank Golczewski* beschreibt den Weg, den die Disziplin Osteuropäische Geschichte in Hamburg genommen hat. Ausgangspunkt bildet die 1914 im Vorfeld der Universitätsgründung eingerichtete Professur für „Geschichte und Kultur Russlands“, besetzt mit Richard Salomon. 1919 zum Ordinarius an der neu gegründeten Universität ernannt, war er seither für die gesamte Breite der Osteuropäischen Geschichte zuständig. Salomon wusste die Ausweitung seines Lehrgebietes intensiv zu nutzen. Das Spektrum seiner Veranstaltungen reichte von der Byzantinistik bis zur Entstehung der Sowjetunion. So unzweifelhaft seine „nationale Gesinnung“ war, im „Dritten Reich“ war er wegen seiner jüdischen Herkunft „untragbar“. 1934 entlassen, gelang ihm 1937 die Emigration in die USA. Der in Hamburg verwaiste Lehrstuhl blieb bis 1948 vakant. Golczewskis Bericht über diese frühe Phase schließt: „Die Brüche in der Osteuropäischen Geschichte in Hamburg sind das Kontinuum.“ Denn Brüche gab es auch in der Folgezeit. Salomons ehemalige Professur wurde nach dem Krieg umgewidmet in eine für „Hansische und Osteuropäische Geschichte“ und erhielt durch die Berufungen einen stark baltisch geprägten Akzent. Dass das Interesse am Gesamtraum Osteuropas nicht gänzlich erlosch, war vor allem Salomons einstigem Hamburger Assistenten Fritz Theodor Epstein zu danken. Zur NS-Zeit in die USA emigriert, hatte er dort akademische Karriere gemacht. Nach dem Krieg übernahm er an deutschen Universitäten wiederholt Gastprofessuren, darunter auch in Hamburg. Dort brachte er das wissenschaftliche Erbe in Erinnerung, das der 1966 in den USA verstorbene Richard Salomon hinterlassen hatte. Am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte kam es unter Klaus-Detlef Grothusen, dessen „ausgreifende Persönlichkeit“ Golczewski mit pointierter Feder skizziert, zu einer deutlichen Schwerpunktverschiebung. Hamburg wurde in dieser Ära (1968 bis 1994) zu einem Zentrum der Südosteuropa-Forschung. Erst nach Grothusens Tod erhielt der Lehrstuhl, neu besetzt mit Frank Golczewski, wieder eine deutlichere Russlandausrichtung.

„Von der Kolonialgeschichte zur modernen außereuropäischen Geschichte“ – damit ist der Spannungsbogen des Beitrages von *Andreas Eckert* beschrieben. Zu Ein-

gang werden die Anfänge der Afrikanistik am 1908 gegründeten Hamburger Kolonialinstitut geschildert. Carl Meinhof lehrte dort afrikanische Sprachen, unterlegt, wie Eckert nachweist, mit rassistischen Deutungsmustern. Nachdem das Kolonialinstitut 1919 aufgelöst worden war, wurde 1927 der Historiker Adolf Rein an der Universität Extraordinarius für „Kolonial- und Überseegegeschichte“. Sein „völkisch-deutscher“ Forschungsansatz war – um mit Eckert zu reden – „intellektuell belanglos“. Gleichwohl, 1933 wusste Rein sich den neuen Machthabern so überzeugend zu empfehlen, dass die Hochschulbehörde ihn zum Fachreferenten für die „Neuordnung“ der Hamburger Universität bestellte. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte, dass er den Lehrstuhl für Kunstgeschichte, den Erwin Panofsky zuvor aus „rassistischen Gründen“ hatte räumen müssen, in eine „Professur für Übersee- und Kolonialgeschichte und Geschichte des Deutschtums im Ausland“ umwandelte und dafür sorgte, dass er selbst auf diesem Lehrstuhl zum „Ordinarius“ avancierte. Unmittelbar nach Kriegsende wurde Rein amtsenthoben. Der Lehrstuhl, jetzt schlicht der „Überseegegeschichte“ gewidmet, wurde 1948 dem weniger vergangenheitsbelasteten Egmont Zechlin übertragen. – *Arnt Goede* informiert über die Rolle, die Adolf Rein als Historiker, NS-Hochschulpolitiker und Gründer der Ranke-Gesellschaft gespielt hat, ausführlicher nachzulesen in Goedes Dissertation (Adolf Rein und die „Idee der politischen Universität“, Berlin, Hamburg 2008; s. dazu die Besprechung in der ZHG, Bd. 94, 2008, S. 290 ff.).

Erst die nächste Generation führte die Überseegegeschichte aus ihrer stark europazentrischen Sicht heraus. Eckert schildert, wie in den 1970er-Jahren am Historischen Seminar die regionale Ausdifferenzierung begann. Für die Lateinamerikanische Geschichte, Geschichte Afrikas, Geschichte des Nahen und Mittleren Ostens sowie Nordamerikanische Geschichte wurden eigene Professuren eingerichtet. Ein herber Rückschlag war, dass 2002, als die Wiederbesetzung der 1977 geschaffenen Professur für Geschichte des Nahen und Mittleren Ostens anstand, die Stelle eingespart werden musste. Der Verfasser schließt, es wäre höchst bedauerlich, „wenn sich zu einem Zeitpunkt, an dem sich endlich auch an anderen Orten die Einsicht durchsetzt, die Geschichte Afrikas, Lateinamerikas und anderer außereuropäischer Regionen stärker zu berücksichtigen, Hamburg seine in diesem Bereich lange Zeit solitäre Position verlieren würde“.

*Hans-Werner Goetz* weist in seinem Beitrag über „Geschichtswissenschaft in Hamburg im ‚Dritten Reich‘“ darauf hin, dass Peter Borowsky bereits 1991 in „Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘“ die gleiche Thematik behandelt hat (*Eckart Krause* u.a. [Hg.], Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘. Die Hamburger Universität 1933–1945. 3 Bde., Berlin, Hamburg 1991, s. dazu die Besprechung in der ZHG Bd. 78, 1992, S. 358ff.). Anstatt auf Details unterschiedlichen methodischen Vorgehens näher einzugehen, sei herausgegriffen, wie Goetz zwei in der NS-Zeit in Hamburg lehrende Historiker vergleichend vorstellt: Der Neuzeithistoriker Otto Westphal (1933 berufen) ebenso wie der Mediävist Otto Vehse (1938 berufen) waren beide 1933 der Partei beigetreten, der Duktus ihrer Arbeiten differierte dennoch erheblich. Westphal, bereits vor 1933 als radikaler Nationalkonservativer hervorgetreten, profilierte sich seit Anbruch des „Dritten Reiches“ als Vordenker der nationalsozialistischen Geschichtsideologie. Paradoxerweise wurde er nach anfänglich steilem Aufstieg 1936 wegen homosexuellen „Vergehens“ amtsenthoben. Anders Vehse: Seine vor der

„Machtergreifung“ verfassten mediävistischen Arbeiten lassen keinerlei politische Tendenz erkennen. In der NS-Zeit passte er sich mit braun gefärbten Vokabeln an den herrschenden Zeitgeist an, vermied jedoch ausdrückliche Bekenntnisse zum Nationalsozialismus. Unter Verzicht auf entsprechende Vokabeln, so merkt Goetz lapidar an, hätte Vehse nach 1945, wie so mancher andere Historiker auch, einfach ‚weitermachen‘ können. Das Schicksal hat es anders gewollt: Im Juli 1943 wurde Vehse in Hamburg zusammen mit seiner Familie das Opfer eines Bombenangriffs.

Die in der Nachkriegszeit zu verzeichnende Konjunktur der deutschen „Ostforschung“ – wohl zu unterscheiden von der Forschung zur „Osteuropäischen Geschichte“ – wird, bezogen auf Hamburg, aufschlussreich von Arno Herzig geschildert. Sie wurde an der Hamburger Universität vor allem befördert von Hermann Aubin. Vor 1945 war der in Breslau Professor für Mittelalterliche Geschichte und historische Landeskunde Schlesiens gewesen und hatte dort, wiewohl kein NSDAP-Mitglied, die seit 1939 betriebene völkische „Neuordnung“ Ostmitteleuropas begrüßt und wissenschaftlich begleitet. 1946 nach Hamburg auf den Mittelalter-Lehrstuhl berufen, wurde er hier Mitherausgeber der „Zeitschrift für Ostforschung“, deren Bestimmung er darin sah, „das große Schauspiel der abendländisch-bolschewistischen Überschneidung“ im Osten zu erfassen. Nicht alle Historiker, die aus dem Hamburger Ostforscherkreis hervorgingen, hielten an Aubins Denkmustern fest. Zu ihnen zählte der ebenfalls aus Breslau gekommene Walter Kuhn. Seit 1947 versah er in Hamburg einen Lehrauftrag für Volkskunde, von 1955 bis 1968 lehrte er als Professor für „Siedlungsgeschichte und Volkstumsforschung namentlich Ostdeutschlands“. Anders als die Lehrstuhl-Widmung erwarten lässt, ging Kuhn deutlich auf Distanz zu einer ausschließlich am deutschen „Volkstum“ orientierten Ostforschung. Als erkenntnisleitendes Interesse bei der Erforschung mittelalterlicher Ostsiedlung postulierte er: „Nur die gleichmäßige Erfassung des deutschen wie des slawischen Anteils kann zu einer gerechten Wertung führen.“ Seinen Studenten gegenüber legte er 1968 kritische Rechenschaft über sein Leben und seine wissenschaftliche Arbeit im „Dritten Reich“ ab – damals ein seltener Akt.

Bereits der Titel „Rebell wider Willen? Fritz Fischer und die Geschichte eines nationalen Tabubruchs“ lässt erkennen, dass Rainer Nicolaysen Mut zu neuen Fragen einbringt. Sorgfältig wird der Nachlass von Fritz Fischer daraufhin geprüft, welche Motive und Erwartungen mit der Veröffentlichung von „Griff nach der Weltmacht“ (1961) verbunden waren. Dass Fischer den Schatten seines ambivalenten Verhaltens im „Dritten Reich“ schweigend mit sich trug, kaschiert Nicolaysen nicht, vermeidet aber, spekulative Thesen daran zu knüpfen. Unzweifelhaft belegen kann er hingegen, dass Fischer keineswegs, wie er zu suggerieren suchte, überrascht von dem Aufruhr war, den sein Buch in der Historikerkunft auslöste. Im Gegenteil, es wird deutlich, dass Fischer den Eklat bewusst und gezielt herbeiführte. Geradezu strategisch bereitete er die Auseinandersetzung vor, angefangen vom provozierenden Titel bis zur Präsentation in den Medien. Letztlich ging es ihm um das Problem der Kontinuität vom Kaiserreich zu Hitler – wohl wissend, dass er damit fast die gesamte deutsche Historikerkunft aufstörte. Ironisch anspielend auf die apologetische Version vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs fasst Nicolaysen das Ergebnis seiner Recherche in dem Satz zusammen: „Hineingeschlittert‘ ist Fischer in diese Kontroverse nicht“.

Rainer Hering, der seit den 1990er-Jahren im Rahmen eines Lehrauftrags auch für die Präsenz der kirchlichen Zeitgeschichte am Historischen Seminar sorgt, weist darauf hin, dass allgemeine Kirchengeschichte vornehmlich an der seit 1952 bestehenden Theologischen Fakultät gelehrt wird. Dort hat bis 1964 der um die Kirchenkampfgeschichte verdiente Kurt Dietrich Schmidt eine prägende Rolle gespielt.

Der Beitrag von *Stefanie Schüler-Springorum* über „Deutsch-jüdische Geschichte“ gehört zu den Glanzstücken des Bandes. Vergleicht man ihren Text mit dem 20 Jahre zuvor von *Peter Freimark* verfassten Bericht über das 1966 gegründete „Institut für die Geschichte der deutschen Juden“ (in: *Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung. 25 Jahre Institut für die Geschichte der deutschen Juden Hamburg*, Hamburg 1991; s. die Besprechung in der ZHG Bd. 78, 1992, S. 271ff.), so wird deutlich, wie viel breiter die Beschäftigung mit deutsch-jüdischer Geschichte heute in Hamburg verankert ist. Zugleich springt ins Auge, dass der historiographische Rückblick inzwischen um vieles konturenschärfer ausfällt. Freimark vermied sorglich, auf die untergründigen Probleme einzugehen, die das erste auf nachkriegsdeutschem Boden gegründete Institut für deutsch-jüdische Geschichte begleitet haben. Schüler-Springorum spricht dagegen in aller Offenheit an, was in den Anfangsjahrzehnten schwierig war: Die deutsch-jüdische Geschichte nahm generell noch eine prekäre Randposition ein. Es kam hinzu, dass es in Hamburg über lange Zeit ein tief gestörtes Verhältnis gab zwischen dem „Institut für die Geschichte der deutschen Juden“ und der „Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus“. Die eifersüchtige Konkurrenz wirkte sich belastend bis in die Zusammenarbeit mit jüdischen Exilinstitutionen aus. Erst in den 1980er-Jahren entkrampften sich die Verhältnisse. Die internationalen Kontakte verdichteten sich, in Hamburg selbst kam es zu wechselseitiger Vernetzung zwischen den Institutionen. Ansehen verschaffte nicht zuletzt die Publikationsleistung, die sich im Laufe der Jahre auf insgesamt 40 Bände summierte. Abschließend konstatiert die Verfasserin, es lasse sich „mit Fug und Recht sagen, dass die so ungewöhnlich frühe Gründung eines eigenen Forschungsinstituts dazu geführt hat, dass gerade die jüdische Geschichte Hamburgs so gut erforscht ist wie die keiner anderen deutschen Stadt“.

*Axel Schildt* zeichnet mit Sorgfalt nach, wie sich in Hamburg die Zeitgeschichte schrittweise etabliert hat. Nach einem nicht sehr erfolgreichen Vorlauf in den Jahren 1949 bis 1956 kam es 1960 zur Gründung der erwähnten „Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus“, in den ersten 25 Jahren geleitet von Werner Jochmann. 1997 umgewandelt in eine Stiftung firmiert die Einrichtung seither als „Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg“, deren Leiter zugleich Lehrstuhlinhaber am Historischen Seminar sind. Die in Jahrzehnten erzielten Hamburgbezogenen Arbeitsergebnisse mündeten in der wegweisenden Gesamtdarstellung „Hamburg im ‚Dritten Reich‘“ (Göttingen 2005, s. die Besprechung in der ZHG Bd. 92, 2006, S. 167–171). Zudem wurden weit über Hamburg hinausreichende Forschungen publiziert. Einen eigenen Schwerpunkt bilden die in der „Werkstatt der Erinnerung“ angesiedelten Oral-History-Projekte. Inzwischen ist neben der fortbestehenden Aufgabe, die NS-Zeit aufzuarbeiten, die moderne Großstadtentwicklung ein wichtiges, zu interdisziplinärer Zusammenarbeit einladendes Forschungsfeld.

Anstoß zum Nachdenken bietet der letzte, von *Barbara Vogel* stammende Beitrag über „Geschichtswissenschaft in Hamburg seit 1970“. Die Autorin, nach eigenem

Bekunden sozialisiert in der „Reformuniversität“, lässt am Beispiel des Historischen Seminars zentrale Themen des universitären Wandels in den 1970er- und 1980er-Jahren Revue passieren: Expansion der Studentenzahlen, Reformimpuls durch Assistenten, Enthierarchisierung der bisherigen Ordinarienuniversität, Überleitungen aus dem Mittelbau, Mitbestimmung in den akademischen Gremien, Reform der Studienordnung, Forschendes Lernen und Projektstudium, Diversifizierung der Forschungsschwerpunkte, Akzeptanz von Frauen in Forschung und Lehre. Entgegen dem Vorurteil, es habe Chaos und Indoktrination geherrscht, subsumiert die Autorin das Resultat der Reformbemühung unter dem Begriff „Arbeitsuniversität“. Allerdings wird nicht verschwiegen, dass der mit den Veränderungen verbundene hohe Anspruch an die Motivation von Lehrenden und Studierenden nur für eine Aufbruchphase trug. Seit den 1990er-Jahren, so Vogel, setzte ein schleichender Substanzverlust ein, verursacht durch den Wandel des Zeitgeistes, den Abbau demokratischer Strukturen und die sich zuspitzende Unterfinanzierung der Massenuniversität. Mit ihrer These vom Ende der „Reformuniversität“ redet die Autorin nicht der Resignation das Wort, vielmehr möchte sie eine neue Debatte über die Zukunft der Universität und des Historischen Seminars provozieren. Als Voraussetzung für das Anpacken und Durchsetzen tragfähiger neuer Konzepte erscheint ihr unerlässlich, dass es in der Universität wieder zu institutionalisierter Mitwirkung und korporativer Verantwortung kommt.

Insgesamt erhält der Leser Einblick in ein Kapitel hamburgischer Wissenschaftsgeschichte, das voller Höhen und Tiefen ist. So unterschiedlich die Akzente im Einzelnen gesetzt werden, ist doch zu spüren, dass allen Beiträgen eine Perspektive zu Grunde liegt, deren Beobachtungsort jenseits der „Ordinarienuniversität“ angesiedelt ist. Nicht zuletzt diese Gemeinsamkeit macht den historiographischen Reiz des Bandes aus.

Joist Grolle

*Myriam Richter* und *Mirko Nottscheid* (Hg.), 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven. (Hg.) in Verbindung mit *Hans-Harald Müller* und *Ingrid Schröder*. Berlin, Hamburg (Reimer) 2011. 485 S. (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 19), 49 EUR.

„100 Jahre Germanistik in Hamburg“? Begeht die Hamburger Universität nicht erst im Jahre 2019 ihre Hundertjahrfeier? Einem mit der spezifischen Hamburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte wenig Vertrautem mag diese zeitliche Differenz als Widerspruch erscheinen. Ein Widerspruch ist der Titel des 2011 als Band 19 der Reihe „Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte“ vorgelegten Sammelbandes, hervorgegangen aus einer Ringvorlesung an der Hamburger Universität, jedoch keineswegs. Titel und Erscheinungsdatum dieses sehr verdienstvollen Bandes verweisen vielmehr auf institutionelle Besonderheiten der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung in Hamburg. Das gilt übrigens auch für einen parallel erschienenen, vom Hamburger Universitätshistoriker *Rainer Nicolaysen* herausgegebenen Band über „100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg“. (Auch zu diesen Thema gab es eine Ringvorlesung; zum Buch und Vorlesungsreihe s. die voranstehende Besprechung.). Das „Hamburger Modell“ der Wissenschaftsorganisation, wie es die Herausgeberin *Myriam Richter* in ihrem Beitrag zur Vor- und Gründungsgeschichte des Deutschen Seminars genannt hat, war vor allem vom bürgerschaftlichen Engage-